

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herold“

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 26. Juni 1897.

No. 42, Jahrgang 17.

Der Stiefing des Lagers.

Erzählung aus dem fernen Westen, von W. v. Schierbrand.

Es war zur Zeit als die Gegend am Cimarron-Fluß besiedelt ward. Das ist schmerzlicher Weizenboden dort, und es war kein Wunder, daß die Squatters schon vereinzelt Niederlassungen dafelbst hatten, ehe noch Ostel Sam auf Grund des Traktats mit den Indianerstämmen jener Gegend, den Cherokees und Chodaps, im Jahre 1889 diese fruchtbaren Länder, deren jungfräuliche Erde seit ungezählten Jahrhunderten des Säemanns harrie, dem Weißen Mann überließ. Natürlich gab es damals heisse Kämpfe um den endgültigen Besitz dieses fetten Landes, denn diese Squatters waren ein jähes, kampflustiges Völkchen, die nur der Gewalt weichen und auch dann häufig nur nach vielem Blutvergießen. In dem District, wo heute Atlogee steht, war Jim Brandon, ein riesiger Kentucky'er, dessen Wüchse niemals fehlte, zum Anführer der Squatters ernannt worden, der mit den Eindringlingen, die jetzt schaarenweise aus den „Staaten“ hereingeströmt kamen, unterhandeln mußte, um von denselben so günstige Bedingungen wie möglich zu erlangen. Und in weitaus den meisten Fällen gelang ihm dies. Entweder wurden die Squatters auf dem von ihnen mit Beschlag gelegtem Boden gelassen oder sie erzielten eine angemessene Entschädigung. Brandon, der sich seit jener Zeit mit Stolz den Titel „Captain“ beilegen ließ, blieb auf seinem eigenen Grund und Boden, wo er es schon zu mächtigem Wohlstand gebracht hatte innerhalb fünf Jahren, und sein Nachbar wurde ein geborener Deutscher, Carl Spieker, der sein kleines Anwesen in Muskego County, Ohio, aufgegeben hatte, um hier auf neuem Land mit seinen beschriebenen Mitteln mehr zu erzielen, wie es damals als Oklahama eröffnet ward, Tausende anderer Farmer in den West- und Mittelstaaten gehan haben. Spieker war mit einer Schottin verheiratet, die ihm einen reichen Kindersegel besaß und mit der er in glücklichster Ehe lebte. Die Familie indes kam erst einige Wochen später nach, als die Zustände, die Anfangs etwas lebensgefährlich waren, sich in etwas gebessert hatten. Dann kamen sie, Frau und acht Kinder, mit einer größeren Anzahl anderer Nachzügler an. Gebäude, selbst die bescheidensten Blockhäuser, standen selbstverständlich dort noch nicht, und die circa 50 Familien, die um Atlogee herum sich ansiedelten, campirten zusammen in einem Zelthager, was auch bei dem herrlichen, milden Wetter eher ein Luxus als eine Entbehrung zu nennen war. Im Lager aber war Martha, das jüngste Töchterchen Carl Spieker's, der anerkannte Liebling. Sie war ein reizendes Kind; vom Vater hatte sie das goldene Haar und die tiefblauen Augen, und von der Mutter die schlank, amnuthige Gestalt und das herrliche Wesen. Ihr selbst ganz eigentümlich indes war das silberfarbene Stimmchen und der Frohsinn, jedoch sie überall wohin sie kam, wie ein Sonnenstrahl wirkte, erheitend und ermunternd. Wenn Martha nicht gewesen wäre, so würde wohl ihr Vater, den „Capt.“ Brandon zuerst auch nur als Eindringling mit scheelen Augen ansah, an dem rauhen Kentucky'er nicht einen so bereitwilligen, treuen Freund gefunden haben. Aber der „Captain“ hatte die Kleine in's Herz geschlossen, seit dem ersten Tage, da sie ihm ihre Patschhändchen so zutraulich gegeben hatte bei der Begrüßung.

So konnte es denn der Familie Spieker nicht fehlen. Der baumlaute Kentucky'er, dessen Einkauf auf zehn Meilen in der Runde sich erstreckte, hielt gute Nachbarschaft mit ihnen, und bei dem Bau der Farmgebäude und der ganzen Einrichtung half er ihnen mit Rath und That. Als der Winter kam, war die Familie Spieker unter Dach und Fach und im folgenden Frühjahr war eine reichliche Weizennernte auf der neuen Farm zu erwarten. Doch es kam anders. Denn es ereignete sich eine furchtbare Ueberschwemmung im April des nächsten Jahres. Der Cimarron trat aus seinen Ufern und erreichte eine Höhe wie seit Langem nicht. Die ganze Gegend glück einem ungeheuren See, in dem todes Vieh, Menschenleichen, Balken, Dächer, ganze Häuser herumschwammen. Und unter denen, die hierbei um's Leben kamen, war auch die Familie Spieker. Ihr Wand lag im tiefen Flußthal, dicht am Wasser, und da sie noch nicht die Eigenthümlichkeit des Cimarron kannte, über Nacht riesig anzuschwellen und aus seinen Ufern zu treten, so hatte sie ihr Verbindungsmittel unvorhergesehen getroffen. Als sie sich schlafen gelegt hatten, war scheinbar noch keine Gefahr im Anzug gewesen. Aber mitten aus tiefem Schlaf wurden sie geweckt durch einen Stoß — es war

das Wasser, das die Stützen des Hauses umriß. Und so waren ihre Leichter fortgeschwemmt worden mit sammt dem Hause.

Es kamen damals entsetzliche Scenen im Flußthal des Cimarron vor. Einzelne Körper von Ertrunkenen, zerschunden und bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wurden meilenweit in's Innere gespült, und andere wurden von dem reißenden Strom mitgeführt auf Nimmerwiedersehen. Die blühende, fruchtbare Landschaft war in ein Bild des Grauens verwandelt. Hunderte von Wohnstätten waren von der Fluth mitgerissen, und die Felder und Wiesen waren verschlammt und verwüest. Nachdem jedoch der Fluß einige Tage später wieder gesunken war, stellte es sich heraus, daß viele gerettet waren, die man schon für tot ausgegeben. Manche von ihnen wurden erschöpft und schlammig zugerichtet in Bäumen gefunden, auf die sie sich rasch gerettet, während andere auf den Gipfeln kleiner Hügel angetroffen wurden, die Tagelange von einem Meer gelben, gurgelnden Wassers umgeben gewesen waren. Und eines der geretteten Wesen war die kleine Martha. Sie war in ihrem kleinen Bettchen in jener Nacht von den Wogen fortgerissen worden, und dann hatte sie sich, als dasselbe umgestürzt worden war in der rauschenden Fluth, dem Instinct der Selbsterhaltung folgend, auf die schwimmende Thür eines Häuschens gerettet, die dicht bei ihr vorbeikam. So war sie langsam fortgetrieben die ganze Nacht durch; oftmals stieß sie mit ihren kleinen, halberfrorenen Händchen ein Hinderniß aus dem Wege, das drohte, ihr Floß umzustößen. Als der Tag graute, da trieb sie auf ihrem wunderbaren Gefährt gerade gegen das Haus des Wite Vaughan, eines Jrländers, das 10 Meilen unterhalb der Farm ihres Vaters stand. Mit Hüfte eines langen Bootshatens wurde sie auf's Trockne gezogen, und so war sie denn gerettet.

Einige Tage später, als das Wasser wieder abgelaufen war und man Ruhe für solche Dinge gewann, wurde auch die Frage aufgeworfen, was man jetzt mit der Kleinen anfangen sollte. Schließlich kam man überein, das Schicksal Marthas einer Lotterie zu überlassen. Es wurde ein „Pool“ gebildet, in dem jeder der Anbieler der Nachbarschaft, der nicht zu sehr von der Ueberschwemmung gelitten hatte, eine Summe — je nach dem Vermögen und Willen jedes Einzelnen — zahlte, und wer bei der Auslosung gewann, der sollte nicht allein das ganze Geld sondern auch den „Liebling des Lagers“, — wie die kleine Martha Spieker noch immer hieß, erhalten, um sie an Kindesstatt aufzunehmen.

Doch es dies noch eingeführt werden konnte, traf Capt. Brandon von seiner Farm, die ihrer höheren Lage wegen nur wenig gelitten hatte, auf Vaughan's Anwesen ein und machte den Plan zu Schande. „Was ist das hier?“ schrie er, indem er schweren Schrittes und von seinem ältesten Sohne Dirie begleitet, in das Zimmer trat. „Ich bin der Erbe und Vertreter des Vaters dieses Kindes — und Niemand wage es, mir dies streitig zu machen. Ich habe sie lieb wie mein eigenes Kind, und meine Frau auch. Nicht wahr, Martha, Du kommst zu mir?“ Und dabei blickte er sich und hob das rothe Gesichtchen der Kleinen in die Höhe. Martha schmiegte sich sofort zärtlich an ihn an. Nun, und so wurde es denn auch. Gegen Capt. Brandon's Wünsche wollte Niemand ankämpfen. Sie wurde von dem rauhen, aber sehr gutherzigen Kentucky'er einige Monate später gesetzlich adoptirt, und unter seiner und der Seinigen Fürsorge und Liebe wächst jetzt die kleine Martha heran.

Zwei Urtheile.

Aus dem Ungarischen des Ludwig Bodrogi. Aller Phantasie bar, mit einfachem, grünem Tuch überzogen, steht langgestreckt der Gerichtssaal da; vor dem Crucifix flackern kleine dicke Wachskerzen mit ihrem gelben Schein; mit ihrer tauglichen Flamme beleuchten sie das gleichgültige Gesicht des Staatsanwalts und das Lächeln des zu lärmender Reclame sich anscheinenden bürren Verteidigers.

Zwischen zwei Justizsoldaten sitzt der Angeklagte. Sein Gegenüber ist der Gerichtspräsident. Ein hochragender, stolzer Mann. „Bekennen Sie sich schuldig?“ Der Angeklagte, ein Bauer im Leinwand, mit ehrbarem Gesicht, hebt gewichtigen Hand das ergaunene Haar aus der vor der Sonne geschüpften weißen Stirne und spricht: „Gnädiger Gerichtshof! Alle zeugten gegen mich, die dort waren, ich selbst leugnete es auch nicht. Ich ermordete den Burfchen, ich schlug ihn

mit jener Art todt, die dort auf dem Tische des Gesetz's liegt. Ich habe es wohl bedacht, ich auerte ihm auf und hieb ihm tief in d'n Schädelknochen hinein. Dann fiel ich über meine junge Frau her. Mög' ich schon mit meinen eigenen Augen hatte sehen müssen, wie ihre Kniee sich vereinten, wie ihr Athem ineinander. Oh, es wäre auch so am besten gewesen. Man soll nun jetzt dieses junge Weib's hüfe — dieses schöne Weib, dieses Weib? Es wäre das Beste für sie gewesen, mit dem Geliebten in einem Grab zu sein, wenn sie mich schon mit ihm betrogen hat. Mich hat sie betrogen, obwohl ich sie mit meiner beiden Hände schwerer Arbeit erhalten habe, sie in theuren Arbeiten einbergehen ließ, sie mit seidenen Schürzen aufputzte, diese Niemandstochter, dieses muthwillige Feindkind der Kleinhauslerin vom Dorfe. Ich schlug ihren Geliebten todt — ich wollte, ich wünschte seinen Tod; ich hätte auch die Frau erschlagen — denn ich liebe sie, ich liebe sie sehr. Ich liebe sie auch jetzt noch — und befände sich nicht diese Kette an meiner Hand, ständen nicht die Wachtelbecken neben mir, wüßte ich nicht, was ich den Richtern schuldig bin — und er wendete sich dahin um, wo sich aufschreiend zwischen der Menge ein feurig blickendes, frech aussehendes Weib verbergte — so würde ich sie jetzt auch noch mit jener Art erschlagen — und das wäre sehr recht und ich würde selbst dann sehr wohl, daß ich nicht schuldig fühlen würde.“

Der Präsident ließ ihn reden. Nicht einmal bei der Drohung winkte er ihm ab. Voll giererig sprach er ihm in seiner Seele nach: „Ich schlug ihren Geliebten todt — ich wollte, ich wünschte seinen Tod, ich hätte auch die Frau erschlagen — denn ich liebe sie, ich liebe sie auch jetzt noch sehr.“ Und wie er die Worte anhörte, die er in seiner Seele nachsprach, langte er mit einer Art fieberhafter Begierde nach der vor ihm liegenden blutigen Art, hob sie leicht auf, riß sie dann krampfhaft empor und rief mit schmettender Stimme: „Mit dieser?“

„Jawohl, mit der, gnädiger Herr Präsident!“ lautete die dumpe Antwort. Und in der Spanne Zeit der kurzen Antwort durchblickte das Erinnerungsvermögen des hochwohlgeborenen Herrn Präsidenten mit wahnsinniger Eile die ganze Idylle, die ganze — Komödie. Sie war eine arme Gerberstochter. Ihre Bildung bestand in einer Bibliothek schlechter Romane, dann dem lästigen Stidrahmen und der Häkelnadel. Doch der Kleidung nach eine Lilie, der Stimme nach eine Rosen erweckende Nymphe, in ihrem sorglosen Liebe ahnungslos finster, und dennoch, ach! in ihrem leuchtenden Blicke die geheimnißvolle Püchse, während sie ihn ansah, den verworrenen, entsetzten, stolzen Mann, als ob sie, Gesfahr bergend, fragen wollte: „Gefalle ich Dir? Da bin ich, ich blühe, ich strahle — pflicke mich! Du feierlicher, besonnenere, ernster, strenger Mann! Ah, nicht wahr, ich gefalle Dir? Nun, so pflicke mich, ich werde Dein sein, nimm mich hin! Du wirst mich nehmen, mußt mich nehmen, denn ich bin schön — schön, sehr schön, und Du starker, mächtiger, hochwohlgeborener Herr bist schwach, bist dumm, bist verliebt — bist ein Narr!“

Und er betatete sie — Und er war glücklich mit ihr, wie glücklich! Glücklich in martvorbrennder Liebe, glücklich ohne Eifersucht! Sie ist ja ein solches Kind, solch eine Frau ohne Falch! Sie wollte keine Vergnügungen, keine Unterhaltungen, keine Liebesabenteuer — keinen Tanz, keine Musik, keine Ritter; nur ihn — den fünfzehn Jahre älteren Mann —

Und heute Morgen, ehe er in das Haus der Gerechtigkeit kam, um über den entsetzlichen Verbrecher zu Gericht zu sitzen, der laut der unerbittlichen Anklage und nach der wissenschaftlichen Meinung unbestechlicher Aerzte gemordet hatte — gemordet mit Vorbedacht, mit Berechnung, auslauern, mit nüchternem Verstande — heute Morgen hatte er bei einem unerwarteten Öffnen der Thür die Mutter seines Kindes, die hochgewachsene Juno — mit einem Kerl, mit einem unbedeutenden Gerichtsreferenten losen sehen müssen!

Er legte die Art wieder auf den Tisch und rief die Frau des Bauern auf. „Ist es wahr, daß er Dein Geliebter war?“ fragte er sie streng. Aus dem Blicke seines Auges spricht die Ermunterung: „Sage es, geliebe es ein, hilf damit Deinem Gatten, Du ehrlöses Weib.“ „Meiner — niemals!“ antwortet das Weibsbild. „Wenn er es nicht war, warum

hätte es Dein Mann denn gethan?“ spricht der Präsident.

„Weil er ein Narr war, weil er mit seinem grauen Kopfe eifersüchtig zu werden anfing; weil er auch das sah, was nicht ist,“ polterte die Frau antwortend. „Eva, bei Deinem Glauben, bei Deiner Seligkeit, bei Deinem Gotte, gesteh es ein, daß der Burfche Dein Geliebter war — nicht wahr, er war es?“ Befremdet blickte der Staatsanwalt den leidenschaftlich redenden Präsidenten an. Der Verteidiger sah mit saurem Lächeln seine eigene Kreuzfrage sich entschließen, die er sicherlich nicht so unglücklich leidenschaftlichem ne ausgeprochen hätte, wie der Präsident. Nun wird es nicht mehr sein, verdient sein, wenn die Frau geht, er sein, wenn sie geht, daß der Burfche, ihr Geliebter war. Welch der Burfche, überder Umstand — und mächtiger in herausgepreßt! Mit nicht er hat in Umstand sind es diesem mildern — ohne denselben bloß fünfzehn Ja, um dem Präsidenten der Ruhe der mildern Umstandes vor der Kasse abzugeben, ruft er mit scharfer Stimme anerkennend, „Sie wollen also nicht, Sie wollen daß es Ihr Geliebter war, Sie wollen Ihren Mann also an den Galgen bringen?“

„Das kümmert mich wenig!“ Der Es fiel etwas hart auf. Der Wächmeister beilte sich, die Hand Art aufzuheben, welche aus der fest zusammengereichten Faust des Präsidenten leichter Lockerung auf einmal herausfiel. Ein spöttisches, fast freuztes Lächeln, das erzeute Lächeln einer neuen Ueberzeugung spielte um seine Lippen. Er wendete sich zu dem Bauer, der mit blödem Staunen die Frau anstarrte, und sagte mit fast heiterer Stimme: „Es war schade, daß Ihr das um dieses Weibes willen thatet, Stephan Bodo; Ihr hätte sie lieber davonjagen sollen.“ — Dann flüsterte er dem Wächmeister in's Ohr: „Sie gehen zu der gnädigen Frau; ihre Mutter ist schwer erkrankt. Sie soll sofort, verstehen Sie, sofort zu ihr hineinfliegen. Dies Geld aber bringen Sie ihr als Reisepfenn!“

Er sprach — und lehnte sich in seinem Sessel zurück — und urtheilte nach dem Gesetze und nach seinem Gewissen.

Symbolisch.

Humoreste von Rudolph Braune. Ewald Jllgen sah mit seiner jungen, hübschen Frau am Kaffeetisch. Ihm zur Seite lag die Zeitung und ein Brief großen Kalibers. „Nun?“ fragte Frau Hilma. „Ach!“ antwortete er mit einer spöttischen Handbewegung, „Poststempel Berlin, was soll's da sein? Eine Arbeit zurück.“ „So sieh doch mal nach!“ „Mag mich nicht ärgern. Liegt doch ein gedrucktes Anschreiben dabei: „Bedauern, Sie um Ihre Arbeit nicht bitten zu können.“ „Es könnte aber doch mal anders sein.“ behauptete sie, „vielleicht, daß die Redaktion nur irgend einen Punkt abgeändert haben möchte und dann.“ Er lachte. „D glücklich, leichtgläubige Jugend.“

Sie ließ sich nicht beirren und öffnete den Brief. Ewald that, als wenn er das gar nicht sähe, und rührte eifrig in seiner Tasse. Dennoch schielte er nach dem Gesicht seiner Frau. Als er sah, daß es sich enttäuscht verzog, fragte er scheinbar neugierig: „Nun?“

„Wir bedauern, Sie um Ihre Arbeit nicht bitten zu können,“ sagte sie kleinlaut. „Nun, siehst Du!“ meinte er lachend. Dann fing er an mähmig zu werden und sprach: „Ich habe eben kein Glück. Die Novelle ist nicht schlecht, im Gegenheil, sie ist eine meiner besten Arbeiten, aber, aber.“ Hilma tätschelte ihm die Hand.

„Nur nicht Trübsal spinnen, das Glück muß doch einmal kommen.“ „Das Glück? Darauf warte ich nun schon acht Jahre lang. Aber nein, ich hatte ja Glück, es war ja eben ein großes Glück für mich, daß wir den Ostel beerbten, daß ich den Schulmeisterrod ausziehen und hier in unserm Friedenswinkel so in aller Gemüthlichkeit schreiben konnte, was mein Herz beugte.“

„Du überstandest bisher mit Humor alle Schläge,“ sagte sie. Er lachte schon wieder, sein Mähmuth war verschwunden. „D, mein Humor, rief er, „mein Humor, wenn ich den nicht hätte. Schon längst hätte ich die Feder hingeworfen. Aber so! Mein Humor soll mich auch noch zum Ziele führen.“ „Weißt Du?“ fragte sie. „Vor drei Jahren, als alle Deine Arbeiten ange-

nommen wurden.“

„Als die Hundertmarkcheine nur so regneten,“ lachte er, „und ich anfing, berührt zu werden? Ja, Schach, damals kam mir die Mode entgegen, alle Welt wollte realistisch geschriebene Sachen. Jetzt aber verlangt man symbolistische Gemälde. Symbolistische Gemälde. Verstehst Du das?“

„Und kannst Du nicht symbolistisch malen?“ fragte Hilma lachend. „Und wenn ich es könnte, wenn ich in jede Zeile drei Blödsinnigkeiten hineingeheimnissen könnte, ich thäte es nicht. Ich beuge mich keiner Mode. Ich bin ein Dichter, halte mich wenigstens dafür und schreibe ruhig weiter, ohne mich um das Urtheil der Menge zu kümmern. Vielleicht werde ich erst nach meinem Tode anerkannt werden.“

Hinter der Thüre ließ sich eine Kinderstimme vernehmen: „Mama, Mama.“ „Der Junge,“ sagte Ewald Jllgen und nickte lachend nach der Thüre hin. „Ja, Junge, Du wirst mal einen berühmten Vater haben und wirst Dich mit meiner trauernden Wittwe in meinem Rußme sonnen.“

Hilma sprang auf und hielt ihm den Mund zu. „Ja, Benni, gleich! Nun schweig keinen Unsinn, Ewald. Du bist ein Dichter. Nicht Du allein hältst Dich dafür, sondern viele urtheilsfähige Leute nennen Dich so. Du wirst schon durchdringen. Nur Geduld, Du bist ja erst zweiunddreißig Jahre alt.“

Sie küßte ihn und wollte der Thüre zufliehen, hinter der die rufende Kinderstimme von neuem erklang. Ewald hielt sie fest. „Gleich, ja, gleich, nur noch eine Minute Geduld. Die Novelle nicht mal nach Wien ab zu schicken?“

„Ach, ich nimm ja nichts von Dir, die schickst Du ja alles zurück.“ „Wenn es die über eine andere, freilich, die er ste und letzte Seite muß ich noch einmal abschreiben, die sind schmutzig geworden.“ Weißt Du, Du bestest nachher das Opus von frischem.“

„Ja, ja.“ Sie riß sich los und eilte in die Kammer, in der Benni schlief: „Mama, Mama, die Minute ist um.“ Ewald stand auf und trug das Manuskript in sein Zimmer, zündete sich eine Cigarette an und fing an zu arbeiten. Er schrieb die erste und letzte Seite der Novelle „Sonnenglühn“ ab, verlas ein Couvert mit der Adresse der Wiener Redaktion und verpackte ein sehr höfliches Begleitschreiben. Dann machte er sich an die Durchsicht einer anderen Novelle, deren Reinschrift er erst gestern vollendet hatte und die in losen Bogen vor ihm lag. „Om“, sprach er in sich hinein, „die ist freilich nicht so gut wie „Sonnenglühn“, die werde ich deshalb wahrscheinlich loswerden.“

Er versah die Blätter mit Seitenzahlen, legte alles zusammen und trug es zu seiner Frau in's Wohnzimmer. Benni kam ihm jauchzend entgegen. Ewald legte die Papiere auf den Nähtisch und fing den Witzfang auf. Der wollte mit ihm schwagen und spielen und Geschichten von ihm hören. Als er ihn endlich los wurde, sagte er zu seiner Frau: „So, Schach, hier liegt „Sonnenglühn“ und noch ein Redaktionschreiben. Bitte, hefte beides. Sonnenglühn schickst Du nach Wien, das andere hole ich mir Mittag von Dir ab. Und nun, Benni, den Papa nicht hören. Papa muß arbeiten, Papa muß für Benni Geld verdienen, viel Geld, damit Benni Milch trinken, Schokolade essen und ein neues Kleid kriegen kann. Und Nachmittag gehen wir, zusammen spazieren.“

„Mama soll auch ein neues Kleid kriegen“, rief Benni. Ewald und Hilma lachten. „Ja“, sagte Ewald, „wenn „Sonnenglühn“ angenommen wird, kriegt Mama ein neues Kleid.“

Mit diesem Entschluß entfernte er sich. Kurz vor Mittag pochte es leise an seine Thüre. Er hörte gleich, daß das Benni war. „Herein!“ machte er. Da arbeitete es am Schloß, ohne daß die Thüre sich öffnete. Er mußte aufstehen und selbst öffnen. Vor der Thüre stand Benni mit dem in Zeitungspapier eingeschlagenen Manuskript. „Guten Tag, mein Herr,“ sagte Ewald mit muthwilliger Feiertlichkeit, „was verschafft mir die Ehre?“

„Hier ist das, was Du geschrieben hast, Papa.“ antwortete Benni, „und Mama läßt schön grüßen und Du möchtest doch zum Essen kommen.“ „Schön, mein kleiner Mann. Sag, ich würde sofort erscheinen. Gehe voraus und melde mich an.“

Benni lief weg, und Ewald durchblätterte das Manuskript. Auf einmal stutzte er. „Nanu?“ sagte er. Er blätterte weiter und wurde immer erstaunter. Das ging ja durcheinander wie Kraut und Rüben, da fehlte ja jeder Zusammenhang. Waren die Blätter falsch geheftet? Er sah nach den Seitenzahlen, die folgten auf ein-

ander, wie sie folgen mußten. Er las weiter, die Arbeit wurde immer wunderlicher. Plötzlich begriff er. Er stürzte hinüber, da saßen Hilma und Benni am Tische, warteten auf ihn und lächelten ihm zu. Ihm schwebten einige unmutige Worte auf der Zunge, aber er besann sich... in Gegenwart des Kindes nicht... und dann hatte es ja gar keinen Zweck, aufgebracht zu sein. Das Versehen war einmal geschehen und ließ sich nicht zurücknehmen. „Also trag' es mit deinem berühmten Humor!“ sagte er sich. Er setzte sich, löffelte in seiner Suppe herum und fragte endlich: „Hast Du „Sonnenglühn“ weggeschickt, Hilma?“

„Ja, ich habe es um zehn Uhr zur Post geschickt, es wird mit dem Eiluhren weggegangen sein.“

„Na, wird der Redakteur eine Freude haben,“ sagte er ironisch. „Wieso?“ fragte sie verwundert. „Du sagtest doch, die Novelle sei gut?“

„Wäre gut,“ verbesserte er, „nicht sei. Sie war thatächlich gut, jetzt ist sie's nicht mehr.“

Sie sah ihn fragend an. Er blinzelte ihr listig zu. „A, liebes Kind, Du hast ja die beiden Novellen durcheinander geheset, das ist ja das reine Chaos geworden.“

Sie ließ erblaffen den Köffel sinken. „Also doch?“

„Benni bekam die beiden Manuscripte in die Hände und brachte sie durcheinander,“ erklärte Hilma. „Ich nahm sie ihm gleich weg und ordnete sie wieder auseinander. Aber... es ist mir also nicht gelungen?“

„Nein, es ist Dir nicht gelungen. Na, wird der Redakteur eine Freude haben!“

„Kannst Du nicht gleich schreiben und ihn aufklären?“

„Nein, nein, das macht mich erst lächerlich. Laß nur sein, mehr als zurückschicken kann er doch nicht.“

Sie sah ihn bittend an. „Bist Du böse?“

„Sehr,“ erwiderte er, „und Deine Strafe hast Du ja auch. Du solltest ja nun ein neues Kleid tragen, wenn „Sonnenglühn“ angenommen würde.“

„Aber Benni kriegt ein Kleid, nicht wahr, Papa?“ fragte der Kleine. „Ja, Benni kriegt ein Kleid.“

„Vier Wochen waren vergangen, und Ewald hatte fast jeden Tag neud gefragt: „Nanu, kein Brief aus Wien?“

Jedes Mal war Hilma erröthet, und mehr als ein Mal hatte sie gesagt: „Deine Rederei!“ Jch werde Dir Deine Arbeiten gar nicht mehr heften.“

„Ja,“ meinte er dann, „Strafe muß sein.“

Eines Tages kam aber wirklich ein Brief aus Wien, kein großer, der eine abgelesene Arbeit enthielt, sondern einer von gewöhnlichem Format. Ewald legte sich freilich auf's Sofa und sagte zu seiner Frau: „Poststempel Wien. Wahrscheinlich das Urtheil über Sonnenglühn. Siehst Du, der Mann begnügt sich nicht damit, die Novelle einfach zurückzuschicken, er sendet noch einen großen Brief voraus. Also höre.“ Er öffnete den Brief. „Sehr geehrter Herr!“ — Was? das ist ja höflich. „Mit Vergnügen haben wir Ihre herrliche symbolistische Dichtung „Sonnenglühn“ acceptirt und möchten wir Sie ganz ergeben bitten, auch fernerhin unserm Blatte Ihre geschätzte Mitarbeiterschaft zuzuwenden. Für „Sonnenglühn“ übersenden wir Ihnen mittelst Postanweisung 150 Gulden.“

Hilma jubelte laut auf und schlang beide Arme um ihren Mann. Der ließ den Brief sinken und sagte schelmisch: „Ich werde dem Herrn schreiben, er solle lieber meine Frau und meinen Jungen zur Mitarbeiterschaft einladen.“

— Fortschritt. „Bummelt der Stubiofus Müller noch immer so furchtbar?“ — „D, jetzt geht er bereits in kleinerem Bogen um die Universität.“

— Malitiös. Kritiker: „Der Dialog in Ihrem naturalistischen Märchen-Drama ist sehr originell!“ — Dichter: „D — ich danke!“ — Kritiker: „So gemein sprechen nämlich die Leute im gewöhnlichen Leben nie!“

— Fortschritt. „Nun, wie geht's jetzt mit dem Rabeln?“ — Colossal fortgeschritten — fährt jetzt die Leute schon um, ohne selbst Schaden zu nehmen!“

— D diese Kritiker! Mutter (des kleinen Frischgen, zu einem bedeutenden Musik-Kritiker): „Ich glaube, in unserem Frischgen steckt ein großes musikalisches Talent. Wenn er einmal eine Melodie gehört hat, verfährt er sie in seinem Leben nicht mehr.“ Musik-Kritiker: „Om — da mag er allerdings mal ein bedeutender Operetten-Componist werden.“